

70.054 JA 5110

Überreicht vom Verfasser

# KLIO

## Beiträge zur alten Geschichte

In Verbindung mit  
Fachgenossen des In- und Auslandes  
herausgegeben von

**C. F. LEHMANN-HAUPT**  
o. ö. Professor der alten Geschichte  
an der Universität Innsbruck

und

**FR. SCHACHERMEYR**  
o. ö. Professor der alten Geschichte  
an der Universität Jena

\*

Sonderdruck aus Bd. XXV Heft 1/2

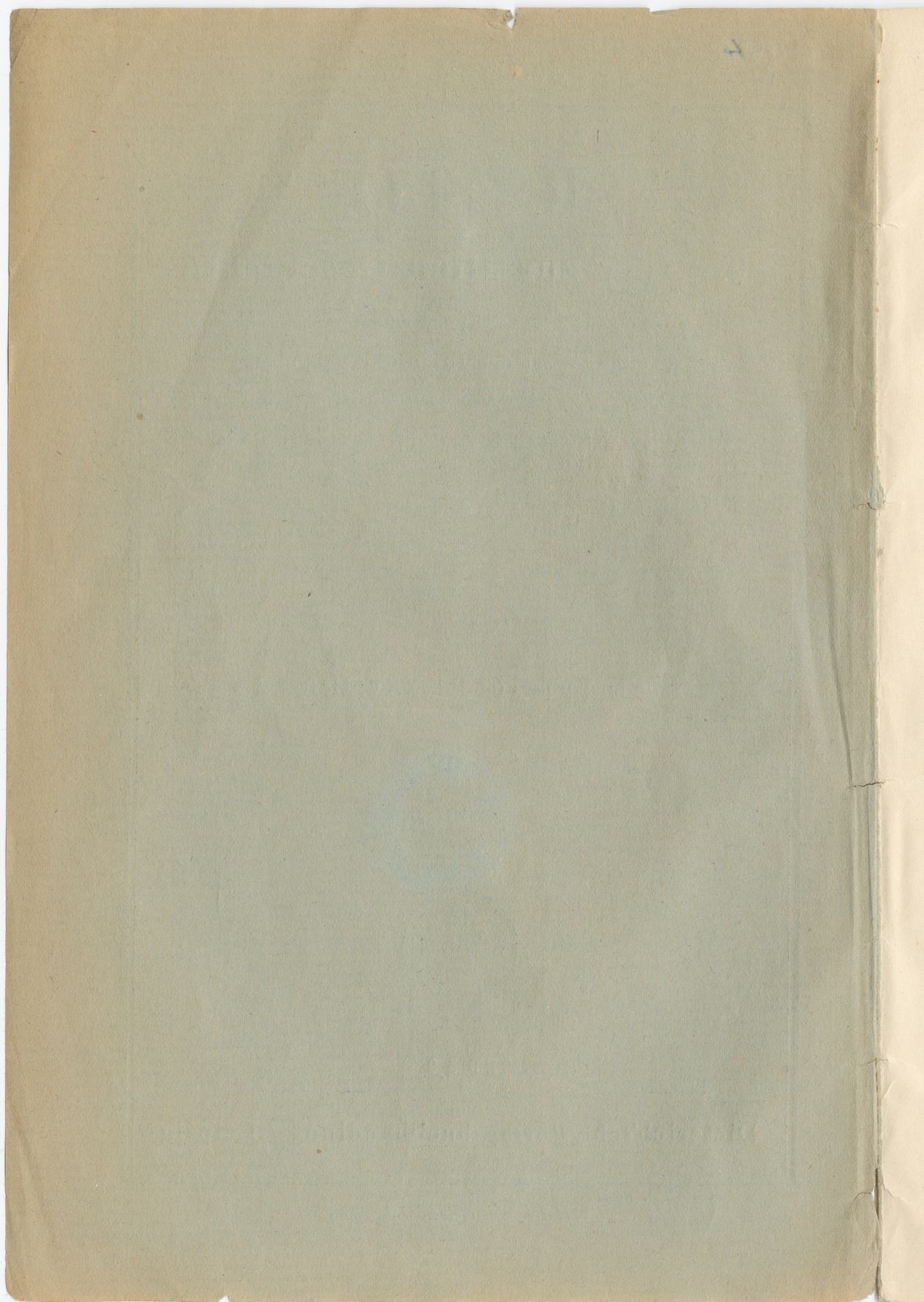


1 9 3 2

---

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung / Leipzig

3 Hefte bilden einen Jahresband



Josef Styrzgowski

dem Träger der modernen Gedankenwelt,  
dem einrigen österreichischen Gelehrten,  
dem ich für geistige Anregung verpflichtet  
bin

in

immerrährender Verehrung

Philipp von Schönbach

Wien, 5./2. 1932.

Gleichzeitig als Angebinde zum

70. Geburt-Tag am 7. 3. 1932.

Viele Dinge sind auf Erden,  
die im Lichte langsam werden.  
Nur das Unkraut schiebt gleich Heiler  
Düngerpfad empor mit Eilen.  
Kommt ein Tag und kommt ein Schnitter,  
Stengel fällt und Kürbisranke!  
Über Winter und Gewitter  
Dauert ewig der Gedanke.

# Wolframs von Eschenbach Reimbearbeitung des Pârsîwalnâmâ

Von **Fridrich von Suhtscheck**

Mit einer Kartenskizze

Dieser Vorbericht soll, nach Wunsch des verehrten Herausgebers, vor allem die Zusammenhänge mit dem Altertum betonen. Daher sind literarische Umstände in den Hintergrund geschoben und bittet man Nr. 10 der „Forsch. u. Fortschr.“ 1931 heranzuziehen<sup>1)</sup>.

Nach heute noch fast allgemein herrschender Anschauung (charakteristisch: Chamberlains „Grundlagen“) geht Europas Kultur, abgesehen von bodenständigen Erscheinungen, auf zwei Quellen, Christentum und Antike zurück. Unter „Antike“ wird ausschließlich die lat.-griech. Tradition verstanden. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu erörtern, wie sehr auch diese beiden Quellen wiederum von unter-, und oberirdischen Zuflüssen aus dem Orient, zumal dem persischen Weltreich, abhängen, sondern klarzulegen, daß diese Anschauung überhaupt falsch ist. Nur die Kirchen und das höhere Schulwesen, zwei allerdings sehr entscheidende Erscheinungen, schöpften, und zwar auch wieder nur für die ihnen ergebenden Kreise, aus diesen ihren Bornen. Gegen die erste Macht kämpfte, was bisher viel zu wenig beachtet, eine gewaltige subversive Gegengröße, die manichäische Sektenwelt. Wir pflegen schlechtes Sehen, wenn wir bis zum Auftauchen der großen Reformationsbewegungen lediglich die zwei offiziellen Institutionen, Rom und Byzanz im Auge behalten. Sie waren konservative Mächte.

Da aber jede Entwicklung (ob deren Wert positiv oder negativ, kümmert uns hier nicht) nur von anti-konservativen Mächten ausgehen kann, erhellt aus dieser logischen Selbstverständlichkeit die für geschichtliches Werden entscheidende Bedeutung anderer, nichtoffizieller Strömungen. Im geistigen Leben Europas übernahm die entscheidende „Spaltpilz-Rolle“ das Manichäertum. Zur ersten Einführung dienen noch heute Ign. v. Döllingers

<sup>1)</sup> S. 139 wolle dort der Satz „Schon 1132 erhielt . . .“ gestrichen werden.

„Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters“ samt Urkundenmaterial. Um ein Bild zu gebrauchen, das Manichäertum war jenes Krebsgewebe, das unaufhaltsam und unausrottbar, grauenhafteste Chirurgeneingriffe überwindend, einer der zwei Kirchen die Alleinherrschaft untergraben sollte.

Wie sich die zweite Macht, das höhere Schulwesen, lange Jahrhunderte gänzlich auf die Antike rückzog, konservativ erstaunlich erstarrte, ist bekannt, und jedermann kennt die oder jene versteinerte Anschauung. Wir aber fragen nunmehr, wo nahm die übrige, weltliche „höhere Kultur“, etwa das, was Nietzsche „fröhliche Wissenschaft“ benannt, ihren Ursprung<sup>1)</sup>? Daß sie es aus dem Humus des Christentums oder der Antike heraus nicht tat (so promulgiert z. B. noch 1924 Schwietering in „Einwirkung der Antike auf die Entstehung des frühen deutschen Minnesangs“ ZdfA. 66, 81 den „Genius der Antike“ und das Christentum als alleinige Triebkraft; ähnlich Werner Jäger in „Die geistige Gegenwart der Antike“ 1929, S. 19. Wiederabdruck in Ztschr. „Die Antike“ usw.), unmöglich tun konnte, weil das Christentum derlei unzählige Male als heidnisches Zeug schroffstens abgelehnt hat, die Antike aber erst lange nach der Entfaltung höfisch-ritterlicher Blüte lebendig ward, scheint mir selbstverständlich.

Daher auch endlich Egon Lerch 1925 („Zu den Anfängen der frz. Lit.“ in Festschrift für O. Walzel, 96—112) die Frage aufwarf, „wie ist aus der anfangs alles beherrschenden geistl. Kultur eine weltl. (a-kirchliche oder sogar antikirchliche) hervorgewachsen?“ und — unbeantwortet lassen mußte. Schon das Aufwerfen dieser wichtigsten Frage aus der europäischen Geistesgeschichte war ein Verdienst, denn für gewöhnlich machte man sich darüber gar keine Gedanken. Andere, wie etwa Singer (Abhdl. Wiener Akad. 180. Bd. u. a. O.) glaubten die Antwort durch steten Verweis auf die Araber zu finden. Oswald Spengler suchte den Ursprung der „magischen Seele“ gleichfalls bei ihnen. Daß das Suchen nach dem Ursprung dieser „magischen Seele“ von Wichtigkeit sei, scheint mir Eduard Meyer (Dtsch. Lit. Ztg. 25, 1772) 1924 klar erkannt zu haben. J. G. Herder, vertrauend damaligen engl. Historikern, glaubte das Verdienst den — Kelten vindizieren zu dürfen. Friedr. v. Schlegel machte dagegen energisch Front<sup>2)</sup>,

<sup>1)</sup> Für Psychologen geformt lautet die hochwichtige Frage: woher kam dem Abendland die Anleitung, produktive literarische Phantasietätigkeit zu entwickeln? Vgl. Goethe 15. September 1780: „Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein? . . . Der Phantasie.“ und Frohschammer, Die Ph. als Grundprinzip des Weltprozesses, 1877.

<sup>2)</sup> Wiener Vorlesungen. 1812. 8. Stück.

griff aber, um das, was er erstmals in unsterblich genialer Weise charakterisiert hatte, mit einem Terminus zu versehen, leider auf das aus England (nicht Frankreich!) stammende damalige Modewort „romantisch“ zurück. Dadurch ward nun wieder der Anschein erweckt, als sei Europas höheres Leben ein originales Geschenk französischen Geistes. Laien ärgerlichster Observanz schanzten seit 1839ff. den Ursprung endgültig den Kelten zu, und dabei blieb es bis zum heutigen Tag.

Europa war, seit dem Untergang der Antike, der Schauplatz des Treibens germanischer, slavischer und romanischer Menschen (um den Ausdruck „Barbaren“ zu meiden). In Gefahr, „in lauter Klosterzellen und Eremitenklausen zu zerfallen, ohne andere geistige Interessen, als kirchliche“ (Clemens Klein). Da durchlodert es plötzlich der Kreuzzuggedanke. Ein völliger Umsturz der Besitzverhältnisse, des Handels und Wandels, Denkens und Tuns, bis in die einsamste Waldbauernhütte. Nach dem zweiten Kreuzzug werden dieser Erscheinung kulturelle Folgen ganz deutlich. Seherisch hat Friedr. v. Schiller in seinem großartigen Schlußabsatz (Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter) gerufen: der Kreuzfahrer — „Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europ. Brüdern aus diesem Weltteil mit“ . . . Unter diesem „Samen“ finden sich sämtliche „höfische“ Erzählstoffe, die alsbald ein Gotfried v. Straßburg, Wolfram, Dante benützen sollte. Da wir nun der Ansicht sein wollen, man bestimme Kultur nicht aus heimatkundlichem Kleinkram, Folklore, Dorf-Reliquien (wobei Europa unter Umständen höchst verhängnisvoll abschnitte), sondern aus Lebensleistung der Besten (gr. Aristokraten), da wir dieser nichtdemokratischen Geschichtsauffassung huldigen müssen, so wird klar, warum dem Ursprung dieser Stoffe entscheidende Bedeutung zuzumessen.

Etwa zwanzig, d. h. fast alle europäischen Literaturen beurkunden uns unverwüsthches Weiterblühen der „höf.“ Stoffwelt vom 12. bis ins 20. Jahrh., ein Blühen, tatsächlich „herrlich wie am ersten Tag“. Neun Jahrhunderte europäischer Dichtkunst (und Mystik samt Rosenkreuzer- und Freimaurerwesen) von Spanien bis Irland, von Island bis Kreta, die mittelalterlichen Literaturen, spanischen Ritter- und Amadisromane (samt ihren Gegenstücken, den pikaresken Romanen und dem Don Quixote), Ariostos bunte Bilderwelt, Wieland, R. Wagner, Ed. Stucken — ein selbst dem literarischen Fachmann unübersichtliches Geisterheer, zieht an uns vorüber. Nur ein Sammelwerk von einigen hundert Seiten, an dem ein Dutzend Fachgelehrter mitgewirkt, könnte diese Zusammen-

hänge, einen Abriß des „romantischen“ Geistes in Europa, darstellen.

In Wolframs gereimter Bearbeitung seines ursprünglich neu-persischen Textes aus dem Anfang des 12. Jahrh. ist uns das bis heute einzige größere Textwerk manichäischer Herkunft erhalten. Man darf das Pârsiwalnâmâ die *Legenda aurea manichaica* nennen, die großartigste Leistung iranisch-manichäischen Geistes. Gewiß zeigt das Manichäertum von den Ufern des Hoangho und Jangtsekiang bis nach Marokko, dem Balkan, Rußland, Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland durch die vielen Jahrhunderte vom 3. bis ins 15. (1459 wird es als Staatsreligion in Bosnien abgesetzt und die letzten 40000 Anhänger wandern ins Herzogsland) viele Verschiedenheiten. Eines aber scheint ihm immer eigen gewesen zu sein: einen unendlich ergiebigen Boden, den fettesten Humus für literarische Phantasie abzugeben zu haben. Das türk.-manich. Frgm. II, *Le Coq II*, S. 8, nach mittelpersischem Vorbild vom Fürsten Aprintschor um 795 verfaßt, zeigt z. B. unwiderleglich, daß die hochberühmte Bilderwelt des Sufitums, derer sich noch ein Hafiz bedient, aus manichäischem Boden entsprossen, also um volle 200 Jahre älter ist, als man bisher festgestellt hatte. Keine Kunstreligion der Erde darf sich rühmen, farbenprächtiger, glühbunter, phantasiebeflügelter zu sein, als das manichäische Religions- und Denksystem. Und dieser Gesichtspunkt hat zweifellos auch seine wissenschaftliche Vollberechtigung. Im Pârsiwalnâmâ verleugnet sich diese Wesensart keineswegs. Da unser Gedicht ein Komplex von Geschichten, ähnelt es einer großen Kristalldruse: um den Mittelpunkt, die eigentliche Pârsiwallegende, die aber, samt allem Zubehör, noch nicht einmal ein Drittel des Gedichts ausmacht, sind üppig awästisch-bundähischnisch-parsische Legenden angeschossen. Wir erhalten ein Potpourri der schönsten, oder sagen wir zugkräftigsten Überlieferungen Altirans.

Von christlichem Einfluß ist, bis auf den Namen der Herzogin Jeschute (vier Namen mit Jischô-Jesus vermittelt uns das Mâhrnâmâg, drei andere Justis Namenbuch) nichts zu bemerken. Erst Wolfram hat einige christliche Vorstellungen eingefügt, ist aber hierin unendlich hinter der wüsten pseudochristlichen Puscherei der Franzosen zurückgeblieben, die den albernsten Wunderzunder eingebaut haben. Vom Islam ist nicht die geringste Spur zu bemerken. Ihm und dem Dasein der arabischen Unterjocher ist vollständig aus dem Weg gegangen: sie existieren einfach nicht. Der Behauptung, daß erst der Islam die Perser zur vollen Entfaltung der in ihnen schlummernden dichterischen Kräfte angespornt, stehe ich mit einer vollkommenen Verneinung entgegen.

Aber eine andere Welt ist, wie eine gesättigte Lauge in das Werden unseres Kristalls geflossen, hat es bis in die zartesten Spitzen durchtränkt und in vollständig neuer Farbenpracht aufleuchten lassen: die nachfirdausische Heldenromantik. Aus den heiligen Gestalten wurden ritterliche. Genau den gleichen Vorgang kennen wir aus dem altsächsischen Heljand. Wie sich hier der Recke Petrus und die übrigen um den Gefolgsherrn Jesus scharen, Nazarethburg stolz aufragt, so im Parsiwalnamä Afghani-stans parsische Burgen und buddhistische Klöster. Ins 6., vor-arabische Jahrh. führen uns mit vollster Sicherheit zahlreiche Umstände. Es müssen dem Urverfasser des 11. Jahrh. eine oder mehrere Schriften aus dieser Zeit vorgelegen sein: sie bildeten sein Material, mit dem er baute.

Unter seinen ehrwürdigen Bausteinen erblicken wir uralte Gesellen, wenn auch verwitterte Meißelungen, aber ihre Herkunft aus frühem Altertum tragen sie in allbekanntesten Zügen an sich. Da ist einmal das mächtige altersgraue Eingangstor des Gedichts, zu zwei Drittteilen aus Quadern damals schon tausendjähriger Vergangenheit zusammengetürmt: Gahmuret ist Vater Parsivals. An morgenländischen Namensformen sind Gahûmarth, Gajômard, gyhmwrđ (zu lesen gemurđh), Gâhmurd, Gajmûrat, Gajûmart usw. überliefert. Der ehemalige Urmensch Irans, bei Firdausi zum Urkönig geworden, tritt uns auch hier als Königssohn entgegen, als der erste „fahrende Ritter“ (mhd. recke 99, 15, „schewalier errant“ Krone 25837) in der europäischen Literatur, dessen letzter, weltberühmter, Don Quixote. Vom aw. gaja martan bis Quixote ein literarisch unwiderstreitbarer, tausendfach zu belegender Entwicklungsgang desselben, unendlich oft behandelten Motivs. Wenn wir hier das Wort „Motiv“ gebrauchen, sei bemerkt, daß wir es nirgends mit Märchenstoffen, verschwommenem „vielleicht, vielleicht auch nicht“ zu tun haben, sondern daß diese „Motive“ geschlossene Folgen von Urkunden vorstellen. Wir haben es nicht mit Sagen- und Märchenforschung, sondern mit literarischen Urkunden zu tun.

Schon jetzt, beim fahrenden Ritter Gahmurät, sehen wir das Bedeutsame, daß eine altiranische Mythengestalt lebenskräftiger durch Europas Literatur wandert, als je eine aus der Antike. Ein streng fachlicher Bilanzvergleich zwischen literarischem Einfluß der Antike und Irans wird einstmalen zugunsten des letzteren enden. Der Gedanke des „Vollkommenen Menschen“, der an Gahmurät haften sollte, im Morgenland von so großer Fruchtbarkeit, ward nicht mitübertragen. Wir beobachten im Text zwar Ansätze, aber keine Ausführung. Das Abendland war zur Aufnahme eines,

philosophisches Verständnis erfordernden Begriffes nicht reif genug. Die vielen Einzelheiten lassen wir hier als zu weit ab führend, beiseite. Die nächste Merkwürdigkeit ist Gahmurâts Gefolgsherr: der Baruch zu Baldac. In ihm haben wir, belehrt aus zahlreichen Quellen, z. B. aus Salomons v. Basra „Biene“, c. 37 „This Zârâdôšt is Baruch the scribe“, Zarathuschtra selbst in einem seiner vielen Decknamen zu erblicken. Den iran. Quellen gemäß wird hierdurch G.s unentwegtes treues Zarathuschtratum betont. Das Auftreten des Religiongründers als Herrscher zu Baghdâd beruht bekanntlich auf Überlieferungen, die Windischmann längst übersichtlich zusammengestellt. Baruchs Gegner heißt Ipomedon. Hippomedon von Babylon kann nur Bêwarâsp (1000 Pferd-ler) Dahâk von Babylon, den Haushofmeister Ahrimans, vorstellen. Durch ihn vollzieht sich auch der vorschrittliche Erlösungstod Gahmurâts zu Ehren der zarathuschtrischen Religion.

Der große Religionsstifter tritt übrigens noch an einer zweiten Stelle des Gedichts, wieder unter anderem Decknamen auf. Es scheint uns nämlich alles dafür zu sprechen, daß Parsiwal's Neffe, „priester Johan“, diese sagenberühmte Gestalt, gleichfalls Zarathuschtra vorstellt, diesmal aber unter seinem Decknamen Johancen, Johachan. Die von Zarneke 1879/1883 veröffentlichten Texte sind als praewolframische, hierher gehörige lat. Frühberichte aus dem nichtislamischen Orient, nach dem die Kreuzfahrer aus politischen Ursachen voll fieberhafter Erwartung um phantastische militärische Hilfe ausspähten, einzuwerten. Eine beträchtliche Anzahl ganz eindeutig bestimmter Einzelheiten aus Wolframs Gedicht sind in ihnen, bereits zwei Menschenalter vor Wolfram, zu finden. Diese lat. Texte, in mehr als hundert Hss. durch ganz Europa verbreitet, belegen, welche ungeheuerere Anziehung der an den östlichen Grenzen des Islam liegende, nichtislamische Orient aufs Abendland ausübte. Aus diesen Texten entnehmen wir auch das älteste Datum, mit dem hierhergehörige lit. Beziehungen zum mittelasiatischen Orient hergestellt erscheinen. Es ist der 5. Mai 1122, an dem ein Anonymus dem Papste Calixtus II. einen Bericht von einer „Thomaskirche im fernen Osten“ vorträgt. Eine manichäische Glaubensniederlassung ist gemeint.

Der Aufenthalt Gahmurâts bei Königin Belacane, ein nicht zum alten Stoff gehöriger Einschub, führt uns nach Patelamunt („munt“ Übersetzung, über „port“, von „Patela“). Die Hauptstadt ist patela, patali, skr. pôtâla, der alte Indushafen in Pattalene, wo sich Alexander 325 aufgehalten. Belacane ist Mohrenkönigin, d. h. Beherrscherin der Kôla, Kôlî. Der Name ihres Reiches Zazamanc wird wohl auf Zâzâ (Spottnamen „Stotterer“, ind. Mleccha,

Kauderwälschler) und pähl. mânek ‚Land‘ zurückgehen. Sie wird von „Schotten“, d. h. Soghdi, Schughda, bundähischnische Nbf. Sud, Sod, belagert, die, wie Kiepert's Karte bei Lassen ausweist, anstoßend indusaufwärts, wohnten. Die historische Versandung des Hafens wird von Wolfram betont. Diese Episode dürfte auf eine Erinnerung aus der Zeit des parthisch-indischen Reiches zurückreichen.

Hingegen führt uns die zweite, in die Gahmurätvorgeschichte eingeschobene Episode, das Turnier von Kanedic, in die Sage: Firdausi spricht vom Turnier von Kandizh, Kangdêz. Auf den mhd. Turnieren wird fast immer „um den Sperber“ gekämpft. So z. B. auch zu „Tulmein“, was tûl ‚Kampf‘ und mainâ ‚Sperber‘ bedeutet. Der Sperber ist der awästische Wârgan (bâz, Falke, Sperber). Er ist das Zeichen des Sieges, des Chorâ. Daß die ritterliche Ausbildung „Strich um Strich“ nichts anderes sei als das Frahang der Perser, hat Nöldeke bereits 1878 betont.

Der Name Parsiwal ist, wie zahlreiche andere, eine Erfindung des Urverfassers, den ein bewußter allegorisierender Drang beseelte. Ursprünglich war der Held namenlos. Die älteste lit. Vorlage für diese Begebenheiten, die, wie gesagt, nur einen Bruchteil des Ganzen ausmachen, ist das bekannte „Lied von der Perle (gohr, ghr, später auch ‚Edelstein‘)“ in den Thomasakten. Das Lied, in 21 griech., 1 syr., 1 äthiop., 2 lat., 1 armen. Hs. erhalten, von denen die syr. die älteste, umfaßt 203 Zeilen und ist eine der tiefsinnigsten, edelsten Äußerungen des Menschengesistes. Brockelmann nannte es 1907 „das älteste Denkmal der syr. Lit.“. Es stammt aus dem 3. Jahrh. und ist durchaus iranischen Geistes. Meine persönliche Auffassung geht dahin, daß es vielleicht von Mânî, dem Begründer der Manichäer-Sekte, selbst stammt, denn Menschen, die in dieser Art sich zu äußern verstehen, sind sehr selten, und es muß ein ganz bedeutender Dichtergeist gewesen sein.

Um den Zusammenhang dieses Liedes mit der bei Wolfram gegebenen Legende zu erkennen, ist selbstverständlich ein eingehendes Studium gnostischer, mandäischer, manichäischer und parsischer Religionstexte nötig, um das Weiterdauern bestimmter Züge zu bezeugen und zugleich die genaue Kenntnis des mhd. Textes. Hierbei wird man auf etwa 20 Sachkomplexe stoßen, die, literarisch reich belegt, sozusagen ganze Bündel religiöser Vorstellungen bieten. In aller Kürze seien die wichtigsten etwa so vorgeführt: beiderseits zieht ein junger Mann, fast noch Knabe, zu Großem vorbestimmt, aus der Heimat aus, schlecht gekleidet wandert er in die Fremde, unbekannt, ohne den Vater (göttlichen Ursprungs) zu kennen, ohne religiöse Gnosis.

Er erlebt vieles, begeht Fehler, lernt, leidet, unterläßt die Frage, verfällt in den Schlaf der Gleichgültigkeit; Zweifel tauchen auf, er vergißt seiner Sendung, die Perle, den Edelstein zu erlangen. Da erscheint der Brief oder die Gesandten, die ihn erinnern oder belehren. Nun kommt er seiner Aufgabe nach, empfängt die Mantelinvestitur, hört den erlösenden Weckruf, spricht das Wort, erlangt Perle-Edelstein, tritt ins Lichtwesenheim ein, wo der Leidende (dieser Umstand spätere manichäische Interpolation) erlöst wird. Die gesperrten Hauptmotive, zu denen kleinere und neuere treten, geben, belegt mit genügendem, oft reichem Material, Gelegenheit, die entsprechenden Wolframtextteile einer fast fortlaufenden Kommentarisierung zu unterziehen. Wir beobachten, daß der älteste Erziehung- und Erlösungroman, sowie das älteste allegorisierende Lehrgedicht des europäischen Mittelalters, dem in breiter Folge bis heute Nachfolge erstanden, ein Kind Irans ist.

Aber es tauchte noch ein Umstand auf, den Wolfram in verblüffender Treue gewahrt hat: die vier Haupthelden reisen durch die Welt, vollenden ihre religiöse Lebensaufgabe in 5, 13, 13, 13 Tagen. Sorgfältigst sind diese Tage angemeldet und abgegrenzt. Zwischen ihnen liegen einige Aufenthalte, sozusagen Läuterungsstationen, erfüllt mit religiösen Belehrungen. Für eine dieser Belehrungen scheint Nâsir Chusraus Rûschanâinâmâ maßgebend gewesen zu sein. So betrachtet liegen uns im Gedicht vier Reise-„Diarien“ vor, was bisher unbemerkt geblieben. Gerade hier liegt eine uralte, die älteste Überlieferung verborgen, die auf ein Alter von vielleicht 3000 Jahren rückblicken kann. Gahmurâts Fünftagereise ist ohne weiteres erklärlich. Ist er doch der manichäische „Fünfgott“ (bischtângri). Er vollzieht seine Erlösertaten, die er mit dem vorschriftlichen Erlösertod zu besiegeln hat, an den bekannten parsischen und manichäischen drei Tagen und zwei Nächten, in denen sich Erlösung abzuspielen hat. Daß aus diesen drei Tagen und zwei Nächten fünf Tage geworden sind, ist begreiflich. Übrigens haben der zweite und vierte Tag ihren ehemaligen Nachtcharakter bewahrt: beide Tage sind nur dazu vorhanden, daß sich abends die zwei Beischläfe und Zeugungen vollziehen können.

Bei der 13er Reihe wollen wir etwas ausführlicher werden, weil die Sache tief ins Altertum rückreicht. Sie tritt, meines Wissens, zuerst in Babylon auf. H. Zimmern, Lehmann-Haas, Jeremias haben den Text von Nr. 10 und 11 der „Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts“ veröffentlicht. Auf der 4. Tafel, nach der Lücke, findet sich diese Wanderung des zu Errettenden durch die 13 Tore

des Tempels Esagil. Überaus zutreffend bemerkte Jeremias (Alt. Orient, 25, 14) zu jenem Text, daß sich eine reale leibliche Himmelsreise (noch besser: Erdenreise) abwickle. In unserer Helden Erlebnissen haben wir in der Tat auch nichts anderes zu sehen. Sogar die alten verschollenen Namen der „13 Tore“ dürfen für unser, um 2000 Jahre jüngerer Gedicht vollste Bedeutung beanspruchen. Die 13er Reihe ward später im Manichäertum zu einem tragenden Symbol: sowohl in ihrer Kosmogonie, als im Makro- und Mikrokosmos und ihrer Soteriologie, aber auch in einer Litanei (Le Coq, Türk. Manich. III, N. 8, I, 13/19) tritt sie auf. Ihren letzten Ausläufer können wir in den 13 tunicis gewahren, die, gemäß gnostisch-manich. Überlieferung, in südfrz.-manich. Inquisitionsakten an Stelle der 13 Tore auftreten.

Der Erdenmensch hat von der Geburt bis zur Erlösung 13 wiederkehrende Stationen zu durchwandern. Sein Leben, Lieben, Irren, Leiden, Hoffen, Zweifeln entrollt sich vor uns in der symbolischen Frist. In den Stationen fallen die Entscheidungen, am Schlusse glänzt die Erlösung. Eine Übersicht macht uns das Ganze klar:

Babylonische Tore	Geschehnisse nach Wolfram
1. T. d. Lebenden	an den Furten.
2. T. d. Lebensfülle	hl. Namensnennung.
3. T. d. großen Schutzgeistes	bei Gurnemanz (Schutzengel d. Reinen).
4. T. d. Heilerblickens	(erfolgloses) Erblicken des Grals.
5. T. d. Zuteilwerdens des Lebens	Gegenteil! (aber zugleich II. hl. Namensnennung).
6. T. d. Sonnenaufgangs	Sühneid u. Erlangen des hl. Speeres.
7. T. d. hellen Vorzeichen	Gegenteil!
8. T. d. Sündenlösung	absichtlich unbestimmt gelassen! (aber III. hl. Namensnennung).
9. T. d. Mundbefragung	(Erwerb des hl. Gralsrosses).
10. T. d. Seufzerlösung	Seufzerlösung durch Kahenis
11. T. d. Reinigungswassers	Reinigung durch Trevrezent.
12. T. d. Wohlbehaltenseins	Großer hl. Weckruf.
13. T. d. Fülleausschüttung	Erlösung des Anfortas.

Hierzu: im 5. u. 7. Tor geschieht bei Wolfram das Gegenteil. Im 8. wird die Sündenlösung unbestimmt gelassen. Folgewirkungen erzählerischer Technik, um die Erzählung spannender zu machen. Im 9. Tor ist an die Stelle der „Mundbefragung“ (die bei

W. im 4. Tor ergebnislos vor sich gegangen) der Erwerb des hl. Gralsrosses, ein entscheidender Umstand, getreten.

Wir beobachten, ein babylonischer Prozessions-Kultbegang, aufgenommen ins Manichäertum, wohl konserviert, wie dergleichen auf religiösem Gebiet oft zu bemerken, wird zur realen leiblichen Erdenreise ausgestaltet (ohne 13 Tage und Stationen schon im syr. „Perlenlied“) und liegt uns heute als Teil eines Rittergedichts vor. Die vorschrittlichen Ereignisse der 13 Tage haben sich bei Wolfram nicht vollständig rein erhalten, sondern sind durch gewisse Einschübe verrückt. Es glückte jedoch die Interpolationen zu erkennen und die alte Reihenfolge zu rekonstruieren.

In die vielen Einzelheiten, die hauptsächlich literaturwissenschaftlich fesseln, wollen wir nicht eingehen, sondern lieber einige geschichtlich-geographische Umstände, die der Urverfasser bei der Verritterlichung der alten Legenden zweckmäßig eingemengt hat, betrachten. Da ist einmal der Räuberkönig Lähelin, dessen Taten immer nur als bereits vergangen erwähnt werden. Er selbst scheint schon der Vergangenheit anzugehören. Dies führt uns in die furchtbare Zeit der Weißhunnen, Hephtaliten oder Hîâl, Hûna des 5./6. Jahrh. Die nach Nordwestindien eingebrochenen Scharen standen unter den „Laelih“ als Königen. Grausam und eroberungssüchtig, wie sie waren, brach ihre Herrschaft erst 544 durch die große indische Koalition zusammen. Es ist bekannt, daß sie auch Sistan und das Hilmändtal, also die Mittelpunkte unseres Gedichts, beherrscht und durchplündert haben. Durch fast 50 Jahre standen z. B. die nestorianischen Bischofssitze dieser Gegend verwaist. Lähelins Bruder Orilus steht nicht sehr weit hinter seinem Bruder zurück. Als seine Residenz wird Lalant, d. h. wohl Landi am Hilmändknie, angegeben. Der Name geht auf iran. Horoles, belegte Nbf. zu Herodes, aw. huraudha „von schönem Aussehen“ zurück.

Als Parsiwals Heimat wird Wals angegeben. Das kann schon deshalb nicht etwa Wales sein, weil ein Fürst des Landes Turken-tals heißt: np. turkân „Türken“, armen. dêls „Sohn“. In Wales haben nie Türkensöhne Fürstenwürde bekleidet. Wir verweisen auf des P. B. Goes „Galcia“ (1603), v. Meyendorffs Ghaltsha (1826). Es sind die Iraner des West-Pamir, Ost-Bucharas bis Taschkänd hin. Wolfram gibt an, daß sie als „toerresch“ und „ungefüge“ galten. Aber sie waren brave Zarathuschtrer und Manichäer. Als Mitglied dieser Stämme wird uns Parsiwal vorgestellt. Der berühmte Schmied Kâwâ der iran. Heldensage tritt bei Wolfram als Schmied Trebuchet auf. Den seltsamen Namen (Neufrz. Mausefalle, afrz. Schlagfalle) wird man aus einem Übersetzungsmaßver-

ständnis Kyots, des Übersetzers des np. Urtextes ins Afrz. erklären dürfen (kâwâ „die Grube“). Besonders fesselt uns Einsiedler Trê frâzând, der aus einem frommen Mönch zum ehemals die Erde durchstreifenden Recken gemacht wird. Da die nachfirdausische Verritterlichung des Textes doch nicht den Hauptträger der religiösen manichäischen Belehrung so tiefgreifend ändern durfte, läßt sie den Mönch wenigstens seine Vergangenheit erzählen: ehemals war er ein Ritter. Er stritt im Kôst-i Chwarbarân, am Gaurion, Agremontin, d. h. am Dâmâwând, dem beliebten Kampfplatz persischer Recken, mit feurigen Reitern. Hernach in Sibilje-Rohas, was natürlich nicht Rohitsch Sauerbrunn in Untersteier und Sevilla bedeutet. Es sind die hochberühmten Kampfplätze Zâbilistân und Rochadsch (mittelalterl. Bezeichnung für Arachosien), die Südostgebiete gegen Indien. Dann zieht er in die weiten „Gandine“ d. h. Qandahar, wo Arang (bei Wolfram: „Greian, Gran“) und Tar-nak (W.: Tra) zusammenfließen. Die Verwechslung des Tarmit der Tra (mhd. Drau) gab dem Deutschen Anlaß, die Geschichte in die Steiermark zu übertragen. Von da zieht er durchs „Meer“ (dârîâ heißt „Meer“ und „großer Fluß“), d. h. auf dem Indus, der auch an anderer Stelle einfach „Meer“ heißt, nach „Zilje“. Hiermit ist der Sili, Sîr dârîâ, gemeint. Wolfram verstand darunter Cilli in Untersteier. Die Irrtümer Wolframs haben einen wilden Rattenschwanz abstruser geographischer „Erklärungen“ im 19. Jahrh. ausgegoren. Die Fürstin der Oase Lam am oberen Hilmând ward zur Fürstin Lam-mir-e von Steiermark. Überflüssig zu betonen, daß weder sie noch eine andere Gestalt in der Geschichte und Sage Steiermarks bekannt sind. Aus den hindischen oder sindhischen Rittern, mit denen Trê kämpft, wurden „windische“ Ritter, d. h. Südslawen, Winden oder Slowenen.

Schon das Perlenlied handelt, wie der Name sagt, in der Hauptsache vom Gewinnen der mystischen „Perle“. Bei Wolfram aber handelt es sich um einen Stein. Angemerkt sei, daß wir alle übrigen Vorstellungen vom Gral nach afrz. Fabulisten und Deutlern rückhaltlos über Bord zu werfen haben. Der Unterschied Perle-Stein rührt daher, daß das Wort gôhar, gohar, gôhr, gohr, ghr erst im frühen Neupersisch die zweite Bedeutung „Edelstein“ angenommen. Mit ihm zusammengesetzt wahrscheinlich das Lehnwort (aus dem Arab. ? Vullers) âl „nitor caloris“. Diese Vermutung rechtfertigt sich durch die bekannte Übersetzung des Wortes Gral bei Wolfram: lapis exilis. Kenner der lat. und ital. Sprache wissen, daß dies nur „schimmernder Edelstein“ bedeuten kann. Die viel umstrittene, zu den tollsten Deutungen führende (Zacher: Gral ist lapis electrix, elektrischer Stein) Bezeichnung entpuppt sich als gute Übersetzung

des Wortes Gral. Perle oder Edelstein nun ist ein altes, vielberühmtes gnostisches, mandäisches, manichäisches, sufisches Symbol. Gegen 40 literar. Stellen konnte ich sammeln. Andere werden noch viel mehr finden. Das Objekt, der Symbolträger, wechselt. Diejenige Stelle nun, die unmittelbar ins Herz des Problems führte, spendete der tschin.-manichäische Traktat Chavannes-Pelliot, dessen Text nach Iran rückreicht. Hier findet sich die große Mitleid-Allegorie 559/565. Hier heißt das Mitleid „die wertvolle Perle, die genannt wird der ‚helle Mond‘, die das erste aller Juwelle ist.“ Das Manichäertum sah das Mitleid als die führende Tugend an, als den König im Palast der Tugenden, symbolisierte es durch eines der ältesten und heiligsten Symbole, durch die sanftschimmernde, mondähnliche Perle (Edelstein). Als Mitleidsymbol spielt der Gral im Pn. seine große Rolle. Parsiwals Lebensaufgabe ist, sich so weit durchzuläutern, Mitleid aus freiem Herzen, unbehindert von allem Anderen, offen und aus ganzer Gemühtiefe äußern zu müssen. In dem Augenblicke, wo er dies tut, erringt er den Gral, wird König und erlöst den Anfortas.

Damit ist jedoch des Grales Eigenschaftenbündel noch lange nicht erschöpft. Er erhielt vielmehr, ganz passend und folgerichtig, einen reichen Kranz weiterer Symbole. Nämlich vor allem (selbstverständlich wird der Kenner iranischer Kultur sagen) das Chwarnah-Chorä-Fär(lumen, splendor, aureola, Ruhmesglanz, Segen, Fülle)-Symbol. Dieser Begriff, einer der wichtigsten und folgereichsten in der Geschichte der Menschheit, aus dem Awästa wohlbekannt, scheint aber, wie ich mich überzeugen konnte, selbst sprachgelehrten Kennern des Awästatextes noch nicht völlig klar. Er ist nämlich an allen Stellen, wo er auftritt, niemals anderen Begriffen hintanzustellen, sondern stets zum Träger alles Übrigen zu machen. Das Jascht 19 des Awästa verherrlicht ihn. Ihm gehören folgende Merkmale des Grales an: 1. Der Ort. Chorä entfaltet seine Hauptwirksamkeit in Sistân, insbesondere auf dem Kûh-i chwâdschâ am Hâmûn. 2. Es schafft Speise und Trank. 3. Reichtum und unbegrenzte arische Macht. 4. Es erfüllt alle Wünsche, ist der „Wunschedelstein“ (Waldschmidts tschin.-manich. Rolle, S. 105. Buddh.: „cintâmani“). 5. Verscheucht Krankheit und Tod. 6. Ging von den Engeln auf die Menschen über. 7. Die zarathuschtrischen Arier sind seine alleinigen Besitzer. 8. Heiden ist es unerreichbar, kann von ihnen nicht erblickt werden. 9. Das Erwerben ist nur den vom Himmel Bekannten und Ernannten möglich. Ein jeder aber soll es zu erwerben suchen. 10. Die Verteidigung ist den rechtgläubigen zarathuschtrischen Ariern anvertraut. 11. Ein hl. Haus, eine Dynastie, beschützt es. 12. Durch Sünde „verwirkt“ man es. 13. Schließlich



duftet es, schwebt in Luft und Wasser, vernichtet alles schädliche Getier. (Nr. 13 ist bei Wolfram nicht erhalten, dagegen merkwürdigerweise in afrz. Gralromanen.) Als Erklärung dieses seltsamen Symbolums glaube ich sagen zu dürfen, daß es nichts anderes ursprünglich vorgestellt, als den Glücksattributkomplex der Zeit, die „glückliche Zeit“.

Weiter ward von den Manichäern auf das Chorä-umfunkelte Perlen-Edelsteinsymbol des Mitleids die sistanische Taubenadoration, die übrigens bis auf Mânî rückreicht, übertragen. Bei jedem Auferstehungsfest, zu Naûrôz, trägt eine Turteltaube vom Himmel nieder den hl. Hauma-Samen auf den Stein. Dies gibt ihm neue Kraft. Die Gralsinschrift, die mystisch von Zeit zu Zeit aufleuchtet, geht auf eine Maghenpriestergewohnheit zurück, die Lactantius Placidus bezeugt.

Eine neue Legende, kunstvoll in die eben erörterte eingefügt, ist die vom Kg. Anfortas. Ausgangsstelle ist neben den Stellen des Awästa vor allem Bundähischn 69, Z. 11. Für Kerschâsp, den Sâma, ist bei uns der Name seines Ahnherrn Tutsch, Tusch, Tus gebraucht. Bei Firdausi kommt ein Far-Tus vor, unser König ist ein nâ Far-Tus. Daß die Bundähischnstelle tatsächlich die Ausgangsstelle für unseren Helden ist, ist überaus leicht nachzuweisen: gelang es doch, ausgehend von dieser Stelle, alle und jede der vielen Einzelheiten der hierhergehörigen Stellen unseres Gedichtes restlos und absolut zwingend zu belegen und zu kommentieren. Was früher ganz oder halb unverständlich war (und verstanden hat unser Gedicht von der Mitte des 12. Jahrh. bis heute kein einziger Europäer, wie ich aus der Lektüre von nahezu 200 philologischen Arbeiten zur Evidenz ersehen habe), konnte, die obige Bundähischn-Stelle als Ausgangspunkt, nun vollkommen geklärt werden. Der sachliche Tatbestand ist: in Sistan war es den Einwohnern strengstens verboten, mit nichtzarathustrischen Frauen Beziehungen anzuknüpfen. Nicht gerade aus Prüderiegründen, sondern, weil diese Frauen in die Herzen der Sistaner allerlei „heidnische“ Traditionen einzupflanzen wußten, was den Priestern als Greuel erschien. Weil aber diese dunklen Frauen recht hübsch waren, wurden sie, des Verbotes ungeachtet, ein sehr beehrter Gegenstand. Daher schon Widewdat 1,13/4 klagt, Sistan wäre voll „Zauberer“, np. dschâdû. Sage berichtet nun, selbst ein König, unser „Anfortas“, habe sich in eine Pârî (bei W.: Orgeluse = die Stolze, Freche) aus Kâbulistân-Logarland verliebt. Daher traf ihn Strafe, die böse Bûschjanstâ kam über ihn. Außerdem verwundete ihn Türke Nihâz aus Nisâ in den Schamteilen, sodaß er zeugungsunfähig und kinderlos ward. Die seltsame Art der Krankenbehandlung klärt ein Bericht — Sven

Hedins auf. Genau dieselbe, von Wolfram geschilderte Prozedur findet noch heute in Sîstân bei — Behandlung der Pest statt. Nicht zu übersehen war auch der Planeteneinfluß: „das große Unglück“, der Kêwân, brachte dem König stets Schmerzen, dem Lande Frost. Hierzu Hedins Bestätigung: „Das kühle frische Wetter, das noch immer herrschte, war der allgemeinen Ansicht nach der Pest sehr günstig. In Indien hat man beobachtet, daß die Pest während des Hochsommers abnimmt und oft sogar ganz aufhört.“ Ausständig ist nur noch die Beobachtung, ob das „am Zielestehen“ des Saturn in Sistan tatsächlich mit dem Auftreten kühler Witterung im Frühjahr zusammenfällt. Die 29 Edelsteinpaare am Bette des Königs, eine noch heute bezeugbare persische Sitte (da das Auge des Erwachenden sofort bei Tagbeginn auf die den „Bösen Blick“ bannenden Heilsteine fällt), sind für die 29 Tage des Mondmonats zu verstehen. Je ein Stein für jeden Tag und jede Nacht. Beizufügen ist, daß die Kerschasp-Sage, oder wenigstens Teile von ihr, auch im Sizilien der Araberzeit bekannt war. Persische Sage läßt ihn bekanntlich im Hindukusch sitzen, in den Bergen, haarumwallt, die Wurfkeule zur Seite, beschützt von 99999 Färwârdîn (Schutzengeln). Dasselbe tut die portugiesische Sage mit ihrem König Sebastian und die Sage Siziliens mit Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Wie schon längst von anderen nachgewiesen, wanderte die Sage sofort nach Friedrichs Tod nach Deutschland, und der große Staufe erhielt im Kyffhäuser seinen Platz. Schon Spiegel machte vor 60 Jahren auf den Zusammenhang aufmerksam, ward aber nicht recht gehört. Ich muß es noch einmal betonen: wir Deutsche verehren im Kyffhäuser niemand anderen als Sîstans Sagenhelden Kerschasp, den Anfortas Wolframs. Die Karlsage vom Untersberg bei Salzburg aber fällt als späte, erst im Beginn des 16. Jahrh. von einem verworrenen Menschen erfundene, sogenannte „Vision“ (so der Name dieser literar. Gruppe) gänzlich fort. Wie abenteuerlich und seltsam es auch aussehen mag: wir Deutsche haben im 19. Jahrh. unsere nationalen Hoffnungen symbolisch an einen sagenhaften altsistanischen Gaukönig geknüpft.

Als Ursitz der Sage erscheint bei Wolfram, übereinstimmend mit allen persischen Berichten, der Kûh-i (sâl) chwâdschâ am Hâmûn, wo der Hilmând-Plimisol mündet, südlich von Karkobra und dem Lande Liz (Moorland). Die Einfügung des Wortes „sâl“ in den geograph. Namen, den der Berg auch heute noch trägt, scheint orantische Epithetik. Der „Berg der Könige“, des „Herrn“ oder „Gottes“, so übersetzt man es, je nachdem welche Bedeutung des mehrbedeutenden Wortes chwâdschâ (chwadschâ, châdschâ, chadschâ, chodschâ) vorgezogen wird, ist eines der ehrwürdigsten und

ältesten parsischen Heiligtümer, dem gegenüber Jerusalem, Mekka, Rom an Alter zurücktreten. Fügen wir noch hinzu, daß nach Lord Curzon Sistan das ruinenreichste Land der Welt ist, daß ferner die ungeheure Fülle der auch qualitativ an erster Stelle stehenden erzählenden Dichtkunst Irans in ihren Sagenstoffen von Sistan ihren Ausgangspunkt nimmt, daß das Jascht 19 des Awästa Sistan in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellt, hier Zarathuschtra an Wischtâspas Hof geweilt und gelehrt hat, also die älteste Kunstreligion der Erde von hier aus ihren Ausgang genommen, so erhebt sich wohl die dringende Forderung, hier mit Ausgrabungen zu beginnen, die uns Überraschungen bringen können von ganz unerhörter Art. Es würde zu weit führen, alle vorwolframischen Berichte über diesen Berg anzuführen. Abbildungen des Munt-sal-vatsche (so die beste Lesart, die auch in anderen Texten wiederkehrt) siehe bei Strzygowski „Asiens bildende Kunst“ 1930, S. 54—56. Nach Mitteilung des hervorragenden Kunstgelehrten steht eine Expedition dahin in Aussicht. Ich habe nur den Wunsch anzufügen, daß es den Deutschen gegönnt sein möge, hier den Spaten anzusetzen. Neben Schliemanns Troja, Mykenai, Orchomenos, Tiryns möge auch ein von Deutschen ausgegrabener Muntsalvatsche treten. Der Hâmûn, von Wolfram Brumbane genannt (vielleicht bärmû bân(ä) exspectationis custos) ist der Hüter der parsischen Hoffnungen auf den kommenden Welterlöser. Hier badeten die parsischen Jungfrauen, um etwa von dem im See ruhenden göttlichen Samen Zarathuschtras geschwängert, den Erlöser zu gebären. Und zwar war dies hl. Bad am Naûrôz- und Mihrgânfest üblich. Wolfram selbst läßt den „Alten“ mit jungem Gesicht Kahun(-is), kuhna bâ säfâ (= senex facie iuvenili et venusta) mit seinen Töchtern die hl. Wallfahrt machen. Am „Karfreitag“, d. h. in Wirklichkeit am Naûrôzfest, zur Frühlingstag- und -nachtgleiche. Mit Hilfe dieser Tagesangabe und der weiteren streng kalendermäßigen Daten gelang es, fast für jeden Tag der Parsiwalreise den Kalendertag zu berechnen. Die Erlösung des Anfortas fällt demgemäß auf Mittsommertag. Wir sehen hier, daß augenscheinlich altastrologische Vorstellungen, etwas von der Reise der Sonne durch die Jahreszeiten, in unser Gedicht hineinspielen muß. Wolframs Angabe, der Urverfasser wäre ein Astrolog gewesen, gewinnt hierdurch sehr an Glaubwürdigkeit. Denn wer sonst hätte es sich je beifallen lassen, durch den ganzen Text Kalenderangaben zu verteilen? Wolfram hat sie uns treu aufbewahrt. Deutscher Texttreue haben wir es zu danken, wenn wir heute, 700 Jahre später, ihn teilweise wie eine ausgezeichnete historische Urkunde ausbeuten können. Das benachbarte, von Wolfram genannte Karchôbra (statt: Karchô-bâr)

besaß eines der berühmtesten Feuertümer Irans, Mainjô-Karkô genannt. Als Prof. Herzfeld 1925 vom Chwadschäberg nach Karkô wollte, konnte er wegen des Überschwemmungsgebietes nicht hinüber, genau so wie die Helden in unserem Gedicht. Das Königreich Liz, das Wolfram hier sein läßt, bedeutet wohl nichts anderes als ‚liz‘ („terra lubrica et mollis“). Der König heißt Thoaris, d. h. doch wohl Toharis, belegter Name. In anderen Quellen wird der Berg genannt: Mons Victoralis, Paradiesberg, hl. Berg, Berg des Triumphes, Sâ ‘îr, Schîr, Berg des Glanzes, des Lichtes, der Herrlichkeit, Berg von Eden, Olimp. Wolfram läßt den Berg von einer Bruderschaft bewohnt sein, die 1. militärisch organisiert ist, 2. eine klösterliche Organisation vorstellt, ein ausgesprochenes geistliches Pensionat für Kindererziehung, die alsdann in der Diaspora günstig als Herrscher oder Fürstinnen placiert werden, endlich schildert er sie als mystische Vereinigung, deren Mitglieder nicht altern, nicht sterben, ewig jung sind, Nachfolger der Engel, Hüter des hl. Steines. Sehr hübsch ist die damit verblüffend übereinstimmende Schilderung Nâsir Chusraus:

„Ich schaute eine Welt in Glanz gebadet,  
 Drin eine Schar von Geistern gottbegnadet usw.“

Die „Artawîspijâh“ des Chwadschäberges nennt Wolfram auch „templeise“, d. h. Tempelleute. Mit dem frz. Templerorden hat dies natürlich nicht das geringste zu tun. Nur das eine bleibt nicht sicher bestimmbar, ob dies nur auf eine parsische Gemeinschaft oder auch eine manichäische Fortsetzung zurückgeht. Darüber können nur Ausgrabungen volle Sicherheit geben.

Die berühmte große Gralsaufzugszene ist ein kulturgeschichtlich äußerst wertvolles Stück. Sie zeigt uns eine der bekannten astrologischen Entsühnungszeremonien oder Messen bis in die geringsten Einzelheiten hinein. Wie ein Fossil der Vorzeit im Bernstein völlig erhalten, kann man auch die geringste Einzelheit dieser genau geschilderten Messe mit zahllosen Parallelstellen aus indischer, iranischer, arabischer, griechischer, lateinischer Literatur belegen. Ebenso sind die 24 Jungfrauen, die mit der Königin eintreten, nachzuweisen. Es sind die 24 „glückbedeutenden Stunden“, die zugleich jede eine Tugend symbolisiert. Der Traktat Chavannes-Pelliot gibt sogar ihre Namen an: le sentiment, la réflexion, l’intellect usw. Unwillkürlich lächelt man, wenn es bei Wolfram heißt; die war die Gräfin von X, die die Herzogstochter von Y. Wer erinnert sich da nicht der allegorischen Romane des Mittelalters in Europa, die haargenau dieselben Kuriositäten brachten. Unser

Gedicht ist auch der Vater und Ahnherr aller späteren allegorischen Romane Europas.

Soweit dürfte über die von Parsiwal handelnden Teile des Gedichts genügend gesagt sein. Es verbleibt noch das Gâwân-nâmâ. Gawan, np. Gâwân, ist ein auf Grund gewisser persischer Genealogien neu aufgebracht Name für den wohlbekannten Perserhelden Fâridûn. Da aber dem Urverfasser der Grundstoff zu schmal war, schob er, um für die ersten vier der 13 Gawantage Stoff zu haben, kurzweg zwei persische Novellen, die Obilot- und Antikoniegeschichte ein. Sie haben gar nichts mit dem Übrigen zu tun, sind frisch und froh hineingeflickt. Ihre Vorlage konnte ich nicht ausfindig machen. Doch bieten sich sichere Anhaltspunkte, daß auch sie persischer Herkunft sein müssen. Man übersah, daß England, Wales, Nordfrankreich, wo man die Schauplätze nach Gutdünken verteilte, niemals mit Ölbäumen, Zypressen, Feigenbäumen, Granatapfelbäumen erfüllt waren. Was nun die wohl ziemlich bekannte Fâridûn-Dahâk-Sage bei Firdausi und Wolfram betrifft, deren Bestandteile, wie Efeu um eine alte Mauer, innig um die historischen und geographischen Tatsachen gerankt sind, dürfen wir hier ruhig über sie hinwegleiten.

Schon Spiegel hat I, 663/4. 671. 3, 717 vom Einfluß des Buddhatums auf Ostiran gehandelt. Wir wissen, daß sich ein nicht geringer Teil Ostirans dem Buddhatum untergeordnet, ja wir können heute auf der Karte die Grenzlinie ziehen, bis zu der hin die indische Kunstreligion geschlossen geherrscht hat. Es war vor allem das Kâbulflußtal, das sich nach Indien hin entwässert, das fast völlig unter sie geriet. Zwischen Buddhas und Zarathuschtras Lehre gab es Zwiespältigkeit. Sahen wir im Munt sal vatsche das parsische Heiligtum in der Mitte des Gedichts, ist jetzt der Schauplatz nach Nordosten verlegt: Gawan-Fâridun hat zur Aufgabe, die Ecke Irans vom Buddhatum zu reinigen. Der Gegensatz Chwadschâburg-Clinschorburg tritt in Erscheinung. Im Wesen handelt es sich um den Gegensatz der zwei berühmtesten religiösen Plätze Afghanistans in unserem mittelhochdeutschen Gedicht aus dem Beginn des 13. Jahrh. Hier in diesem, flüchtigem Kartenblick abgelegenen scheinendem Erdenwinkel Kabulistan drehen sich die drei Welttore nach Ost, Süd und West (und Nord?), nach Tschin, Indien, Iran—Vorderasien—Europa—Afrika (und Nordeuropa?) in ihren rostigen uralten Angeln. Der „Nabel“ der Alten Welt. Von hier teilen sich die Handelswege, darunter die berühmte „Königsstraße“ in alle Fernen. Trefflich schildert uns Wolfram den „reichen Kram“, der hier zusammengeströmt, vor allem Teppiche, Seidenwaren, Rosse. Fast sämtliche großen Eroberer der Welt, Heere der Perser, Grie-

chen, Makedonen, Syrer, Saken, Jüetschi, Inder, Hunnen, Türken, Tschinen, Araber, Mongolen, Engländer haben ihre Besuchskarten abgegeben. Das Bilderbuch der Weltgeschichte zeigt seine abenteuerlichsten Phantasien. Zur politischen Zentrale ward das enge, die Größe unserer Schweiz etwas übertreffende Bergland weniger durch Alexanders Griechenkolonie (da der Grieche auch hier seine politische Unfähigkeit glänzend an den Tag legte), als durch die Einwanderung der alliierten Jüetschi-Saken-Tocharen-Stämme, die unter dem Namen der Kuschân weltberühmt wurden. Seltsame Ergebnisse zeugte Mischung mongolischen und arischen Blutes. Einer der kuschânischen Jabgu oder Hih-hou, Kaneschki Korschano Schaonano Schao (seine Zeit ist bekanntlich umstritten. O. Franke bestimmte ihn 1904 durch das Jahr 5 der Vikrama-Zeit, 53/2 a. Z. Andere sehen im Beginn der Sakazeitrechnung, dem 15. März 78 n. Z., den Tag seiner Krönung) flammt als weltgeschichtlicher Stern erster Größe auf. Der Constantin des Buddhismus besorgt von hier aus die Missionierung des alten Jüetschiheimatlandes im fernen Kansu. Von hier aus zieht Buddhas Lehre und erobert Asiens weitgedehnten Osten.

Kaneschki errichtete zu Kapischa (Wolfram: Kaps), unfern des Zusammenflusses des Ghorbänd und Pändschschir, auf der Ebene Bâghram, nordöstlich Kabul, neben, auf, in oder aus der Alexanderstadt, seine Hauptstadt mit dem berühmtesten und folgenreichsten Heiligtum der Welt, der Missionanstalt (durch Araber zerstört 792). Wolfram trennt die Hauptgebäude der Hauptstadt von „Terre de Labor“ (Reich von Lahur) voneinander nicht genau. Er vereinigt Jen-kia-lan, das Geiselkloster mit den Bildern (oder Statuen), und die Königsburg mit dem Thronsaal. Nur das „Kloster der Gemahlin des alten Königs“ (mit dem Riesenstupa) trennt er ab. Um in die Gebäudetopographie Kapischas sichere Ordnung zu bringen, sind Hüantschuangs, Wang-Hüen-tses, Ukongs, Wolframs Berichte durch Ausgrabungen zu ergänzen. Auch hier wird man sich auf Funde gefaßt machen müssen, die für Geschichte, Kunstwissenschaft und Literaturwissenschaft von einer Bedeutung sein werden, wie sie auch kühne Phantasie nicht vorzudeuten vermag.

Gawan-Färidun zieht — der Weg von Logarland über Logrois (Kabul) mit seinen weltberühmten Obstgärten wird von Wolfram sehr gut beschrieben — hierher und „befreit“ die „Gefangenen“ (Dahak-Sagenmotiv), „400 Frauen“. Sie sind keine bloße Phantasie, sondern waren in der Tat vorhanden: aber nicht als gefangene Parsenfrauen, sondern als Bilder oder Statuen der vornehmen Internatuzöglinge auf den Wänden von Jen-kia-lan. Wenn wir unter diesen „Gefangenen“ auch Arnive (aw. Arnawak „die zum Wett-

kampf aufrufende“) und Sangive (aw. Sanhawak „die den Preisrichterspruch Verkündende“?)<sup>1)</sup>, liebe Bekannte aus Awästa und Firdausi antreffen, beobachten wir zugleich, daß Wolfram beide Namen richtig bringt, während Firdausi den Namen der zweiten in „Schahrinâz“ verlesen, wiedergibt. Der deutsche Dichter quellgetreuer als der Perser! Die Sachdinge, die bei der „Eroberung“ der Hauptgebäude von Kapischa durch Gawan, bei der „Erlösung“ Kabulistans aus dem Buddhatum, geschildert werden, erfreuen vor allem das Gemüt des Kunstwissenschaftlers.

Gawan besteigt das „lit marveile“, was man bisher gänzlich falsch, (wie so vieles andere) mit „Wunderbett“, statt mit „seltsamer Thron“ übersetzt hat. Die Schilderung des nordwestindischen Kaiserreichthrones, auf dem Jahrhunderte hindurch die Herrscher in ihre Macht eingesetzt wurden, hat ihre bekannten Parallelen in der Schilderung des iranischen Thrones von Chusrus. Die Thronmaschinerie wird ausgezeichnet beschrieben. Der Bauer in der Fischhaut, den weiten Hosen, mit der Keule, wir treffen ihn heute im Museum von Lahur. Abbildung bei Grünwedel S. 95. Auch Grünwedel bemerkt, ganz wie Wolfram, die Fischschuppen (S. 190). Man hat nämlich diese Gestalt (aus dem Heer des Mara) nur ungeschickt ausführen können: statt die Rundungen nach oben zu meißen, sind sie nach unten ausgeführt. Infolgedessen glaubt man ihn in einer Fischhaut stecken zu sehen.

Der große Stupa hat zu oberst die berühmte Säule, die bei Hüantschuang wiederkehrt und in den Presbyterbriefen. Man konnte bis zur Plattform hinauf. Hier sitzt Gawan in einer der Innenarkaden und besieht die sich in der Säule abspiegelnden Berge des Hindukuh. Der Erzabt des Klosterbezirkes, zu dem das Land acht Meilen ringsum gehörte, heißt „Clinschor“. Es ist ein in „Zauberei“ erfahrener „Pfaffe“. Der biedere Geistliche mußte sich von Europas Dichtern die abenteuerlichsten Vermummungen gefallen lassen. Als „Meister Klingsohr“ spielt er, ein teuflischer Astronom, im Sängerkrieg auf der Wartburg eine Rolle, bei E. T. A. Hoffmann, bei R. Wagner usw. Europa hat sich mit hervorragenden historischen Personen anderer Weltteile genau dieselben abstrusen Maskierungen erlaubt, die sich „wilde Völker“ mit den ersten Weißen leisteten.

Von Bâmiân nach Bâghram sind es acht Tage. Dies stimmt mit den Berichten engl. Reisender. Dagegen sind von der Hilmändquelle auf die Höhe des Unnapasses, wo das nichtiranische Land begann,

<sup>1)</sup> Neupersisch: Arnawâz (Firdausi), Sanhawâz (sprich: Sangawâz, Tabari).

nur eine Reihe von Stunden. Beide Entfernungen gibt Wolfram richtig an.

Den letzten Schauplatz der Geschehnisse bieten die von Artus handelnden Stellen. Da die Neuphilologen den, lediglich der chauvinistischen Phantasie des 22jährigen Kaplans Gruffud zu Monmouth entsprungenen Keltenhäuptling Artur (mit r!) mit dem König Artus (mit s!) verwechselten, glauben noch heute viele an den keltischen Ursprung des Artus. Er spielt immer nur Statistenrolle. Daß sein Name auf Arta Chusrus rückzuführen, der Name in romanischer Umformung aus ‚Arthusr‘ entstanden, scheint mir gesichert. Der Firdausische berühmte Kai Chusru dürfte das Vorbild abgegeben haben. Denn auch dieser wird uns bei Festen vorgeführt, auch hier erscheinen die bekannten klagenden Parteien vor der Tafelrunde und eilt ein Ritter hinweg, um das Abenteuer zu bestehen. Das „Pfungstfest“ des Königs ist abendländische Umformung (es war bei uns die Zeit der Königsfeste) aus einem ursprünglichen Herbstfest, wie sich aus Wolframs Daten noch berechnen läßt. Außerdem scheint Erinnerung an den großen Perserkaiser Chusrus I. mitzuspielen, der Ostiran von den Weißhunen befreite. Im übrigen liegt in der Gestalt des „wahren Berühmten“, „reinen Erlauchten“ nichts, was man benutzen könnte. Um so fruchtbarer der geographische Namenskreis, in dem er auftritt.

Er ist König der Bertun im Kgr. Bertan-e. Es dürften doch weniger die Berdurani im Ghor in Betracht kommen als die von Istachri genannten Objekte Bertan, Fluß und Ort. Sie liegen in Chottal, Mittelbuchara. Seine Hauptstadt ist Nant-is. Das Kgr. Nantou soll westlich von Badachschan gelegen haben. Die Hauptstadt besaß steinerne Häuser, was auch aus Wolfram hervorgeht. Die zweite Hauptstadt ist Bems an der Korca, was sich auf das Kgr. Bâmiân mit dem Bamian- und Karsufluß beziehen muß. Den Karsu aufwärts zieht Artus alljährlich über den Kalu- (3900 m) und Hadschigak-Paß (3800 m) auf seine Herbstfrische ins Quellgebiet des Plimisol-Hilmänd. Englische Reisende preisen die Teile seines Oberlaufes ob ihrer malerischen, blühenden Schönheit. Dabei überschritt er den Brizlian-Forst, den Zusammenstoß der Hindukuh- und Kuh-i-Baba-Ketten. Hier erstreckte sich sein Land Lover-Erde (Zâmîn-i dâwar, Zâmîn-i luwar, Erde der Pässe) mit dem Lieblingsgebiet Dianazadrûn (dîn âzâd rûn; dîn Religion, âzâd adlig, vornehm, edel, frei, rûn Gegend). Die Artusplätze erstrecken sich somit von der Hilmändquelle nordwärts über Teile Nordafghanistans bis Mittelbochara. Artus ist König (schâr ist der histor. Titel dieser Könige) von Lower, Bamian, Nantou, Ost-Chottal. Schon 1882 nannte W. Geiger diese Gegenden von alters

her Zufluchtorte iranischer Zarathustrer und Sekten. Wir haben es wohl mit Gebieten zu tun, die an manichäischen Siedlungen reich waren. Mit der Ghaltschaherkunft Parsiwals scheint sich dies zusammenzufügen. Anschließend im Osten folgt das buddh. Kabulistan.

Ob vielleicht der Urparsiwal aus der kgl. Bibliothek Ispahans seine Abfassung nicht sehr ferne diesen Gegenden erfuhr? Es wäre noch zu betonen, daß die Nennung der persischen ‚Tafelrunde‘ nichts mit den Kelten zu tun hat. Erst Wace fügte um 1155, also zu einer Zeit, da iranische Berichte schon in Frankreich verbreitet waren, die Tafelrunde in seine Reimbearbeitung des Gruffudschen Schundromans<sup>1</sup>). Aus diesem sind (wahrscheinlich in Form zweier Randglossen der afrz. Vorlage Wolframs) zwei Gruffudiana ins mhd. Gedicht gedrungen: Lot, „Kg. Norwegens“, Vater Gawans (verwechselt mit Walvanus), Uther pendragon Vater des Artus (verwechselt mit Artur). Das ist alles „Keltische“ bei Wolfram. Kenner wissen, daß der Inhalt aller „höfischen“ Dichtungen des Mittelalters untereinander wie Maschen eines Gewebes zusammenhängt: ist eins dieser Gedichte persischen Ursprungs, müssen es alle sein. Trist-Ram und Is-ot sprachen, unabhängig voneinander, der Iranist Ethé und der Romanist Zenker als Nacherzählung der Fachr-uddînschen Dichtung Wis und Râm an. (Man betrachte doch einmal nur die Namen!) Den Schluß von Wolframs Dichtung, der von Parsiwals zweitem Sohne Lohr angerin handelt, bearbeitete man später langatmig. Auch dieser Stoff ist zweifellos persisch. Titurel, aus (Atri)t-i Tûr-el, Ereğ und Enite (Anaitis), der Ritter mit dem Bock (als Träger des Chorä rennt er dem Siegesgott voran) usw., sie sind alle aus Iran.

Als gesichertes Ergebnis sei zusammengefaßt: Europa erhielt seine weltlich-literarische Bildung durch die Kreuzzüge über das asiatische und europäische Frankreich (das dadurch die Grundlagen seiner scheinbaren kulturellen Vormacht in Europa errang), aus Iran. Alte und neueste Stoffe dieser literarischen und künstlerischen Weltmacht überfluteten das Abendland und schenken ihm Grundlagen und Grundstoffe jener Bildung, die nachmals der

<sup>1</sup>) Wolfram gibt uns zweimal, 309, 18/22 und 775, 6—23 die Instandsetzung der „Tafelrunde“ genau an; man legt eine kostbare Seidenwebe mit reichem Bilderwerk aufs „tauig grüne Gras“. Darauf wird die Mahlzeit angerichtet. Niemand kann leugnen, daß man an einem solchen „Tische“ anders als mit untergeschlagenen Beinen, im Persersitz zu essen vermag. Niemand kann behaupten, daß dies je an Europas Fürstenhöfen üblich gewesen. Es ist *sufra-i daûrî mensa escaria rotunda* (qua proprie discus ex corio vel alia materia intelligendus est, cui cibi imponuntur), a round table-cloth, an entertainment of friends given in turn.

unsterbliche Begründer der europäischen Literaturwissenschaft, Friedrich von Schlegel, unter dem (falschen) Begriffswort „Romantik“ zusammenfaßte: seit fast 800 Jahren der Stolz unseres gesamten abendländischen Geisteslebens. Wir sprechen von der „Maghischen Richtung<sup>1)</sup>“ Europas<sup>2)</sup>.

Graz.

<sup>1)</sup> Altaw. maga- m. Bund, Geheimbund, zarathuschtr. Religionbund. magáwan adj. der zum Bund gehört, Bündler. mp. maghîh und maghûk. np. mugh, môgh ignis cultor, Ungläubiger, Christenmönch, Tabern-Kneiper. Letzterer Ausdruck wieder bedeutet später (z. B. bei Hafiz) höherer Mensch, Nichtphilister, Nichtbanause, „Berauschter“, „Verliebter“, „mäst“, emotional Denkender, Mystiker, Dichter, Mitglied eines Bundes auserwählter Edelgeister. In diesem Sinne taucht der Begriff seit Novalis wiederholt in der Weltliteratur als subversiver Ausdruck wider offizielle Erscheinungen auf.

<sup>2)</sup> [Nachbemerkung zu S. 63: Vielleicht findet zur Erklärung des Namens Munt sal vatsche folgendes Anklang: Kôhsâr „Bergland, Berg, Gebirge, mountainous, hilly country, terra montibus abundans, regio montana“ ist eine Nebenform zu Kôh, Kûh, auch im Schâhnâmâ belegt. Der Berg besteht in der Tat aus 2–3 Terrassen. Zu Kôhsâr muß eine Nebenform Kôhsâl (vgl. das in Sîstân befindliche Flußtal Gârmsîr, Gârmsîl, ferner den „Grundriß der iranischen Philologie“ I. 2, 52. 55/56) anerkannt werden. In diesem Falle verstand Kyot ein ursprüngliches „Kôhsâl(-i) chwâdschâ“ nicht und übersetzte „mont-sâl-vatsche“ statt richtig altfranzösisch „montaigne Chwâdschâ“. Somit beruhte das -sal- im mittelhochdeutschen Namen auf einem Übersetzer-Mißverständnis.]

Handwritten text, likely a title or header, including the name 'Herrn...' and a date.

Main body of handwritten text, consisting of several paragraphs of cursive script.

Lower section of handwritten text, possibly a signature or closing, including the name 'Herrn...'.